

Mein Vater hielt mich auch für weltfremd

Die Künstlerin und Akademielehrerin Barbara Putz-Plecko ermutigt Studierende nicht nur in der vorübergehenden Corona-Krise, sondern auch in der Dauerkrise der Kunst.



Brot und Markt. Wenn Walther von der Vogelweide anno 1209 fünf andere Garderoben besessen hätte, hätte er sich wohl weniger darüber aufgeregt, dass ihm die Höflinge Bernhards von Kärnten das vereinbarte Honorar von zwei neuen Kleidern vorenthielten. Mag sein, diese Kerle räumten den Lohn für sich selbst auf die Seite, wie der Minnesänger nicht ausschloss. Mag aber auch sein, sie verstanden ihre Vorgangsweise wirklich als logische Antwort auf ungebührliche Kritik. Wo es um Kunst und Geld geht, muss man mit allem rechnen. Typisch an dem frühen Unfall im Kärntner Kulturbetrieb ist jedenfalls, dass Kunstschaffende finanziell häufig auf der Strecke bleiben. Sie können sich davor eigentlich nur in die Berühmtheit retten. Denn in den sozialen Verteilungskämpfen haben Berufe, die frei zugänglich sind und auf der bloßen Behauptung einer besonderen Begabung beruhen, einen schweren Stand. Da helfen Standesvertretungen letztlich auch nur bedingt.

Es ist immer wieder so, wie ein Dankbrief Vincent van Goghs an seinen Bruder Theo für die Ermöglichung eines Zahnarztbesuchs belegt: Es ist ein wunderbares Gefühl, sein Gebiss in Ordnung zu haben. Da hatte dieser Künstler halt nur mehr drei Zähne. Es stimmt schon, dass manche Kunstschaffenden, wenn sie einmal über Zuwendungen oder Einnahmen verfügen, sie nicht gleich in die vielleicht angebrachten Arztbesuche investieren. Es stimmt auch, dass manche Kunstschaffenden geradezu berufsbedingt keine Koryphäen in Sachen Geldanlagen sind. Und zweifelsohne sind Kunstschaffende nicht dafür berühmt, falsche Rücksicht auf die Gesellschaft zu nehmen, von der sie leben wollen. Trotzdem ist es doch irgendwie eine Anstößigkeit, dass in einer Gesellschaft um Millionen Euro Werke von Menschen gehandelt werden, die man vorher ungeführt zugrunde gehen ließ.

Die Laufbahnen von Kunstschaffenden beginnen chronisch mit einer Phase der Brotlosigkeit. Es gibt keine Garantie dafür, dass man noch am Leben ist, wenn diese

Phase endet. Wer sollte so eine Garantie auch gewähren? Es gibt ja umgekehrt auch keine Garantie dafür, dass ein bestimmtes Kunstwerk der Gesellschaft einen bestimmten Nutzen bringt, ja, dass es auch nur irgendwen interessiert. Falls doch, erreichen die Erzeugnisse von Künstlerinnen und Künstlern so etwas wie einen Marktwert, der ihnen zumindest bis auf weiteres das Auskommen sichert. Um diese Glücksfälle geht es im folgenden Gespräch weniger. Die Aufmerksamkeit ruht, auch wegen der unmittelbaren und der absehbar langfristigen finanziellen Effekte der Corona-Pandemie, auf jenem Teil der Kunstszene, der an und unter der Armutsgrenze lebt. Einer Brücke sind ja nicht nur diejenigen nahe, die oben darüber stolzieren.

Barbara Putz-Plecko, geboren 1956 in Klagenfurt, ist Künstlerin, Kunstvermittlerin sowie Vizerektorin für Forschung in Kunst und Wissenschaft der Universität für angewandte Kunst Wien: In so einer Zeit erweist sich, was die Kunst wirklich ausmacht. Die ganzen Ausgangsbeschränkungen und Veranstaltungsverbote sind zunächst nur eine gesundheitspolitische Reaktion. Man kann sie gutheißen oder nicht. Es zeigt sich aber dadurch, wie sensibel die Einkommensmöglichkeiten von Kunstschaffenden sind. Künstlerische Arbeit setzt voraus, ein physisches Gegenüber zu haben. Gegebenenfalls entsteht daraus eine Wertschätzung, die sich dann auch finanziell ausdrückt. Ohne realen Austausch fällt diese Basis weg. Augenblicklich wurde da eine ganze Agenda stillgelegt. Das bedeutet eine enorme Verschärfung der ökonomischen Lage der Kunstschaffenden.

Mit der es schon vorher nicht zum Besten bestellt war.

Künstlerin oder Künstler zu sein, war immer schon eine riskante und anstrengende Form des Lebens, die Mut braucht. Manche schlittern auch so hinein. Das Schlimmste im Moment ist sicher, das Der-Dynamik-ausgeliefert-Sein. Was pre-

käre Verhältnisse betrifft, bin ich vielleicht die falsche Gesprächspartnerin, weil ich mich nicht in solchen Verhältnissen befinde. Aber ich bin ein politischer Mensch.

Wenn es um Kunstschaffende in prekären Verhältnissen geht, kann es schon aufschlussreich sein, mit einer Person zu reden, die seit vielen Jahren junge Menschen auf den Kunstberuf vorbereitet.

Sicher. Ich habe eine Verantwortung. Wenn wir jungen Menschen einen Entwicklungsraum für Kunst geben, scheint mir wichtig, ihnen auch alles mitzugeben, damit sie von dieser Profession leben können. Dazu gehört das Bewusstsein für die Notwendigkeit einer gewissen Disziplin in der Lebens- und Alltagsarbeit. Man steht ja quasi im Selbstauftrag. Dazu gehören aber auch alle Fähigkeiten, die eine Brücke schlagen zu irgendeiner Art von Öffentlichkeit. Es geht darum, sich früh genug mit allen diesbezüglichen Möglichkeiten auseinanderzusetzen. Ich bin überzeugt davon, dass die Kunst in unserer Gesellschaft eine wichtige Aufgabe erfüllen kann. Aber heute müssen wir schon ganz schön laut sein, um wahrgenommen zu werden.

Die bloße Lautstärke ist noch keine Legitimierung. Vielleicht eher eine Selbstermutigung. Ich kann mir vorstellen, dass sich junge Kunstschaffende mitunter unsicher sind, ob sie überhaupt nach ihrer Meinung gefragt sind, ob die Gesellschaft nicht mit künstlerischen Angeboten bereits übersättigt ist.

Es geht nicht um ein Angebot, das zu allen schon vorhandenen Angeboten dazukommt. Es geht, für die Gesellschaft um eine Erweiterung des Horizonts, auf die sie nicht verzichten kann. Die Frage, wer mich gefragt hat, habe ich mir nie gestellt. Wenn ich lebe, bedeutet das doch, mich auszudrücken. Wie würde eine Gesellschaft aussehen, in der alle nur reden, wenn sie gefragt werden? Es ist eine wesentliche Leistung von Künstlerinnen und Künstlern, dass sie ungefragt reden, dass sie offenlegen, was sie begreifen und wie sie begreifen.

Gerhard Maurer: aus der aktuellen Serie „what are we waiting for“, in der der Klagenfurter Fotograf seine Familie, sein Zuhause, sein unmittelbares Lebensumfeld in der Zeit des Social Distancing dokumentiert. Die Arbeiten werden im Sommer in Alpen-Adria-Galerie in Klagenfurt zu sehen sein.

Foto: Gerhard Maurer

Jenen Kunstschaffenden, die von ihrer Arbeit nicht leben können, hält die Gesellschaft, oft in Gestalt der eigenen Familie, mitunter vor, sie hätten besser von Anfang an „etwas Gescheites“ gelernt.

Mein Vater hielt mich auch für weltfremd, und irgendwann hat er doch begriffen, dass es nicht nur Dunst ist. Diese Prophezeiung, du wirst nicht davon leben können, hab ich irgendwann gelöscht. Es ist einfach ein Unsinn, zu sagen, alle Kunstschaffenden, die nicht davon leben können, liegen falsch. Mit der Pandemie haben sich momentan die Einkommensperspektiven für Kunstschaffende verschlechtert. Vielleicht kommt das Schlimmste überhaupt erst hinterher. Eine Konsequenz der Krise ist für mich aber auch die Erkenntnis, was das Hantieren mit konkretem Material bedeutet. Viele Studierende beklagen sich, dass sie sich digital nicht vermitteln können. Die analoge Welt ist offenbar doch nicht zur Gänze digital einholbar. Es bleibt, wenn sie ausfällt, eine ganz klare Fehlstelle.

Was die künftigen Einkommensperspektiven für Kunstschaffende betrifft: Politisch hat die Kunst eine sehr leise Stimme.

Mit der neoliberalen Entwicklung hat sich eine Kluft aufgetan. Es gibt einerseits das Bild des Kunstschaffenden als junger Entrepreneur, risikofreudig, sich ständig neu erfindend. Andererseits erfahren viele Künstlerinnen und Künstler, was es heißt, ständig in so knappen Verhältnissen zu leben. Romantisierend hat das am Beginn der Industrialisierung schon Carl Spitzweg thematisiert. Es geht an die Substanz. Aber das, was Arbeit ausmacht, wird sich in dreißig, vierzig Jahren massiv verändert haben, dann bekommt Kreativität vielleicht wieder einen neuen Stellenwert.

Es gibt auch so etwas wie eine Kunstförderung. Ist es nicht so, dass diejenigen, die es am dringendsten bräuchten und am höchsten verdienen, sich manchmal gar nicht mehr bewerben?



Dann sollten die Kunstförderungsständigen vielleicht nicht in ihren Amtsbüro auf Ansuchen warten.

Ja, die Kunstförderung. Das ist ein Hüpfen von einem Anhaltspunkt zum nächsten. Das ist als Lebensgrundlage ganz schön schwierig. Und es gibt kein Entkommen, außer vielleicht, wenn man über das bedingungslose Grundeinkommen nachdenkt. Wenn man ständig in der Rolle des Anfragenden ist, des Ansuchenden, des Sich-Bewerbenden, ist es unheimlich herausfordernd, den Respekt vor sich selbst zu bewahren. Zu wenige von denen, die über die Verteilung der Fördermittel entscheiden, sind wirklich engagiert. Eine Galerie muss man heute gar nicht mehr

anfragen, ob man mit seiner Mappe vorbeikommen kann. Die Entscheidungen fallen anders. Als junge/r Künstlerin oder Künstler auf jemanden zu treffen, der sich dafür interessiert, wie man sich entwickelt, ist ein absoluter Glücksfall. Und trotzdem: Kunst ist und bleibt ein Lebensmittel.

● **Michael Cerha**

* 1953 in Vorarlberg, lebt seit 2010 in Damtschach, Autor, Dramaturg und Kulturjournalist. Kärntner Kulturkorrespondent der Tageszeitung „Der Standard“.